


DAVID
MARK

Ewige
Bube

LESEPROBE

KRIMINALROMAN


ullstein

Kapitel 1

Montagmorgen. 9.16 Uhr.

Ein kleiner, stickiger Raum im Obergeschoss des Gesundheitszentrums in der Cottingham Road.

Detective Sergeant McAvoy hockt unbequem auf einem lächerlichen Schulstuhl für Kinder. Seine Knie sind fast auf Ohrenhöhe.

»Aector?«

Er merkt, dass er mit dem linken Bein wippt. *Verdammt!* Die Seelenklempnerin muss es auch gesehen haben. Er beschließt, damit weiterzumachen, damit sie nichts Falsches hineininterpretiert, wenn er aufhört.

Er fängt ihren Blick auf.

Sieht weg.

Hört auf zu wippen.

»Aector, ich versuche nicht, Sie auszutricksen. Sie müssen sich nicht ständig kontrollieren.«

McAvoy nickt und fühlt einen frischen Schweißtropfen unter seinen Hemdkragen rollen. Es ist zu heiß hier drin. Selbst die Wände scheinen zu schwitzen, und das Fenster läuft an.

Sie redet schon wieder. *Worte, Worte, Worte ...*

»Habe ich mich etwa nicht entschuldigt wegen des Zimmers? Es war einfach kein anderes zu bekommen, es ist nichts frei. Wenn wir kräftig ziehen, kriegen wir das Fens-

ter sicher auf, aber dann müssen Sie den Verkehrslärm ertragen.«

McAvoy hebt flehend die Hände, obwohl ihm tatsächlich so heiß und ungemütlich ist, dass er sich am liebsten mit dem Kopf voran durch die Scheibe stürzen würde. Er triefte schon von Schweiß, als er reinkam. Seit zwei Wochen liegt eine schwüle Hitzeglocke über der Stadt, doch es ist eine Hitzewelle ohne blauen Himmel. Hull brütet unter einer Wolkendecke, die die Farbe von nassem Beton hat. Das Wetter macht die Menschen gereizt und lethargisch, und das Leben wird für große Männer mit flammend roten Haaren wie Detective Sergeant McAvoy zur reinsten Folter. Er ist seit Tagen übellaunig und verschwitzt. Es ist eine fiebrige Hitze, eine pestilenzartige, summende Glocke, die alles überdeckt. Für McAvoy fühlt sich jeder Schritt so an, als müsste er sich durch die pitschnasse Wäsche auf einer Leine hindurchkämpfen. Alle sehnen sich nach einem richtigen Gewitter, das die Luft reinigt, doch bisher hat noch kein einziger Blitz den Himmel durchzuckt.

»Ich dachte, die letzte Sitzung hätte Ihnen gefallen. Sie schienen richtig warm zu werden.« Sie wirft einen Blick auf ihre Notizen. »Wir haben über Ihren Vater gesprochen ...«

McAvoy schließt die Augen. Er will nicht unhöflich erscheinen, deshalb beißt er sich auf die Zunge. Soweit er sich erinnert, hat er kein Wort über seinen Vater gesagt. Nur sie.

»Okay, warum fangen wir nicht mit etwas weniger Persönlichem an? Ihrer Karriere vielleicht? Ihren beruflichen Zielen?«

McAvoy sieht sehnsüchtig zum Fenster. Die Szenerie im Rahmen könnte ein Foto sein. Zweige und Blätter des

Vogelbeerbaums hängen reglos herab und verdecken den Blick auf die Universität auf der anderen Seite der belebten Straße, doch er kann sie sich deutlich vorstellen. Sieht die Studentinnen mit ihren bauchfreien Tops und kurzen Jeans vor sich, ihren Kniestrümpfen und den glatt zurückgekämmten Haaren. Er schließt die Augen, und alle verwandeln sich in Opfer. Am Nachmittag werden sie die Biergärten bevölkern. Sie werden mehr trinken, als ihnen guttut. Vom Alkohol leichtsinnig geworden, werden sie fremde Blicke auffangen, lächeln, flirten und das Gefühl nackter Haut genießen. Sie werden Fehler machen. Verwirrung, Hitze, Begehren und Angst sind die Folgen. Am Morgen müssen die Detectives die Übergriffe untersuchen, die sich daraus ergeben haben. Vielleicht eine Messerstecherei. Eltern werden trauern, und die fröhliche Stimmung ist unwiederbringlich verloren.

Er schüttelt sich. Verflucht sich. Hört wie immer Roisins Stimme. Sie rät ihm, nicht so blöd zu sein, und sich einfach über die Sonne zu freuen. Er sieht sie im Bikini vor sich, barfuß, während sie auf der kleinen, verdorrten Rasenfläche in ihrem Vorgarten unbesorgt sonnenbadet und die Wärme genießt.

Hat man ihm gerade eine Frage gestellt? Ach ja ...

»Ich weiche überhaupt nicht aus«, sagt er endlich. »Ich weiß, dass Ihre Arbeit manchen Leuten tatsächlich etwas bringt. Ich habe an der Universität ein paar Semester Psychologie studiert. Ich hege große Bewunderung für Ihren Beruf. Ich weiß nur nicht, was ich Ihnen erzählen sollte, das für irgendeinen von uns von Nutzen wäre. Ich fresse nicht alles in mich hinein. Ich spreche mit meiner Frau. Ich habe Ventile für meine dunkle Seite, wie Sie es nennen. Mir geht es gut. Ich wünschte, manchmal etwas vergessen zu

können, und bin gleichzeitig dankbar, mich an vieles zu erinnern. Ich bin ziemlich normal, ehrlich.«

Die Psychologin legt den Kopf schief wie ein Labrador, der diskret das Thema Gassigehen zur Sprache bringen will.

»Aector, diese Sitzungen sind nur für Sie da, und Sie können daraus machen, was Sie wollen. Das habe ich Ihnen schon gesagt. Wenn Sie über Polizeiarbeit diskutieren wollen, tun Sie das. Wenn Sie über Ihr Privatleben sprechen möchten, ist das auch in Ordnung. Ich will helfen. Wenn Sie schweigend hier herumsitzen, muss ich genau das in meinen Bericht eintragen.«

McAvoy lässt den Kopf sinken und starrt einen Moment lang auf den Teppichboden. Er ist hundemüde. Das heiÙe Wetter macht seine kleine Tochter quengelig, und sie weigert sich zu schlafen, auÙer auf ihrem Daddy. Die letzte Nacht hat er in einem Liegestuhl hinter dem Haus verbracht, in eine Decke gehüllt und ihren kleinen Körper an die Brust gedrückt, während ihre Finger sich in den Kragen seines Rugbyhemds krallten und sie im Schlaf wimmerte und schniefte.

»Der Vogelbeerbaum«, sagt McAvoy plötzlich und zeigt aus dem Fenster. »Früher hat man ihn auf Friedhöfen gepflanzt, um Hexen abzuwehren. Wussten Sie das? Ich habe mit acht mal eine Schularbeit über Bäume geschrieben. *Sorbus aucuparia* heiÙt er auf Lateinisch. Ich kenne die lateinischen Namen von ungefähr zwanzig Baumarten. Keine Ahnung, warum ich sie behalten habe, aber so ist es. Ich weiß auch nicht so genau, weshalb ich Ihnen das jetzt erzähle, ehrlich gesagt. Ist mir gerade eingefallen. Tut irgendwie gut, mal etwas sagen zu können, ohne dass die Leute gleich denken, man wäre ein Besserwisser.«

Die Psychologin legt die Fingerspitzen zusammen. »Aber jetzt machen Sie sich keine Sorgen darüber? Das ist an sich schon interessant ...«

McAvoy seufzt. Es nervt ihn, von jemand anderem als sich selbst analysiert zu werden. Er weiß, wie er tickt. Er will sich nicht in seine Einzelteile zerlegen lassen, weil er fürchtet, dass er sie nicht wieder richtig zusammensetzen kann.

»Aector? Hören Sie, wären Sie lieber woanders?«

Er hebt den Blick zu der Psychologin. Sabine Keane heißt sie. Aector vermutet, dass sie geschieden ist. Sie trägt keinen Ring, doch es klingt unwahrscheinlich, dass man ihr schon bei der Geburt einen Namen aufgebürdet hat, der sich reimt. Sie ist Anfang vierzig und sehr schlank. Ihre Haare sind eher lang und in einem Durcheinander von strohblonden und grauen Strähnen zurückgebunden. Sie kleidet sich passend zum Wetter mit Sandalen, Leinenrock und einem einfachen schwarzen T-Shirt, so dass man die etwas schlaffe Haut der Oberarme sieht. Sie trägt kein Make-up, und ungefähr auf halber Höhe ihres rechten Arms klebt etwas, das Marmelade sein könnte. Sie hat eine dieser tragenden Singsang-Stimmen, die beruhigend wirken sollen, aber häufig nur nerven. McAvoy hat nichts gegen sie und würde ihr gerne etwas Hörenswertes erzählen, doch er begreift den Sinn dieser Sitzungen nicht. Er ist ihr dankbar, dass sie seinen Namen inzwischen auf keltische Art ausspricht, und sie hat ein ganz nettes Lächeln, doch es gibt Türen in seinem Kopf, die er ihr nicht aufschließen will. Dabei ist es nicht gerade hilfreich, dass sie einen ausgesprochen schlechten Start hatten. Auf dem Weg zur ersten Sitzung wurde er Zeuge, wie sie einen kleinen Radfahrer-Wutausbruch hatte. Wie soll jemand glaubhaft Heilkräfte für die

Seele besitzen, wenn man ihn in höchster Empörung eine Busspur entlangradeln und einen Volvo mit Schimpfworten überhäufen hört.

McAvoy versucht es noch einmal.

»Hören Sie, die Leute vom Arbeitnehmerschutz haben darauf bestanden, dass ich sechs Sitzungen bei einem polizeilich zugelassenen Psychologen durchführe. Das tue ich. Ich werde all Ihre Fragen beantworten und versuchen, dabei nicht unhöflich zu sein. Aber es ist heiß, ich habe zu arbeiten, und ja, es gibt tatsächlich eine Menge Orte, an denen ich lieber wäre. Ich bin sicher, das Gleiche gilt für Sie.«

Eine Sekunde lang herrscht Schweigen. McAvoy hört den Glockenton, als jemand unten in die Sprechstunde gerufen wird. Er kann sich die Szene vorstellen. Ein Wartezimmer voller kranker Studenten und schnatternder Ausländer und Althippies, die auf ihre Malariapillen und Gelbfieberimpfungen warten, bevor sie mit ihren kleinen Jeremiahs oder Hermiones nach Goa durchstarten.

Irgendwann lässt Sabine den nächsten Versuchsballon steigen. »Sie haben drei Kinder, ist das richtig?«

»Zwei«, erwidert McAvoy.

»Hält Sie das jüngste nachts wach?«

»Das gehört dazu.«

»Zu Ihren Pflichten, nicht wahr?«

»Natürlich.«

»Erzählen Sie mir von Ihren Pflichten, Aector. Sagen Sie mir, was sie für Sie bedeuten.«

McAvoy ballt die Hände. Denkt darüber nach. »Das Übliche.«

»Wie, das Übliche?«

»Das, was man erwartet. Von Ihnen. Von mir. Es bedeutet, das Richtige zu tun.«

Sabine schweigt kurz, dann bückt sie sich und holt einen Notizblock aus ihrem Beutel. Sie schreibt etwas auf die aufgeschlagene Seite, aber ob es eine klinische Beobachtung ist oder nur eine Erinnerung, dass sie auf dem Nachhauseweg noch Toilettenpapier einkaufen muss, kann McAvoy nicht sagen.

»Sie haben sich einen Job gesucht, bei dem es auf Pflichtbewusstsein ankommt, nicht wahr? Wollten Sie schon immer Polizist werden?«

McAvoy streicht sich mit der Hand über die Stirn. Richtet seine grün-goldene Krawatte. Krempelt die Ärmel seines schwarzen Hemds hoch und rollt sie wieder herunter.

»So war das nicht«, meint er schließlich. »In meiner Kindheit. Die häusliche Konstellation. Das Drehbuch war mehr oder weniger vorgezeichnet.«

Sabine wirft wieder einen Blick auf ihren Notizblock und blättert suchend darin herum. Sie sieht auf. »Sie sind in den Highlands aufgewachsen, ja? Auf einem Kleinbauernhof...?«

»Bis ich zehn war.«

»Und dann kamen Sie ins Internat?«

McAvoy wendet den Blick ab. Er strafft die Bügelfalte seiner grauen Anzughose und fummelt in der Tasche der dazu passenden Weste herum. »Nach einer Weile.«

»Ziemlich teuer für einen Kleinbauern, würde ich meinen.« Ihre Stimme klingt sanft, doch unnachgiebig.

»Der neue Partner meiner Mutter war ziemlich wohlhabend.«

Die Psychologin notiert sich wieder etwas. »Und stehen Sie und Ihre Mutter sich nahe?«

McAvoy sieht weg.

»Und wie steht es mit Ihrem Vater?«

»So lala.«

»Wie denkt er über Ihre Erfolge?«

McAvoy gestattet sich ein Lächeln. »Welche Erfolge?«

Sabine deutet auf ihre Notizen und den Aktenordner zu ihren Füßen. »All die Fälle, die Sie aufgeklärt haben.«

Er schüttelt den Kopf. »So funktioniert das nicht. Ich habe gar nichts aufgeklärt.« Er verstummt. Denkt genauer nach, zuckt die Achseln. »Vielleicht doch. Vielleicht war ich einfach, na ja, einfach da. Und wenn ich allein auf weiter Flur war und niemand sonst sich einen Dreck scherte, zweifelte ich immer daran, ob es der Mühe wert war. Oder dachte, dass ich mir eben noch mehr Mühe hätte geben müssen.«

Stille breitet sich im Zimmer aus. McAvoy kipzelt auf dem Plastikstuhl nach hinten und stellt ihn wieder auf die Füße, als er ins Schwanken gerät.

Endlich nickt Sabine, als wäre sie zu einem Schluss gekommen.

»Erzählen Sie mir von Doug Roper«, sagt sie, ohne auf ihren Block zu sehen.

Unwillkürlich beißt McAvoy die Zähne zusammen. Er spürt, wie sein Mund plötzlich trocken wird. Aus Angst, nichts Sinnvolles hervorzubringen, schweigt er.

»In unseren Berichten stehen nur die ganz allgemeinen Fakten, Aector. Aber ich kann zwischen den Zeilen lesen.«

»Er war mein erster Detective Chief Superintendent beim CID«, sagt McAvoy leise.

»Und?«

»Und was? Sie haben doch sicher von ihm gehört.«

Sabine zuckt leicht die Achseln. »Ich habe ihn gegoogelt. Eine Art Polizeiheld, soweit ich weiß.«

»Er ist jetzt im Ruhestand.«

»Und Sie hatten etwas damit zu tun?«

McAvoy lässt die Zunge im Mund kreisen. »Manche Leute glauben das.«

»Und das hat Sie unpopulär gemacht?«

»Es wird langsam besser. Trish Pharaoh war eine große Hilfe.«

»Das ist Ihre neue Chefin, ja? Abteilung für Schwerverbrechen und organisierte Kriminalität, richtig? Ja, Sie haben sie beim letzten Mal erwähnt. Sie erwähnen sie ziemlich oft.«

McAvoy ringt sich ein schwaches Lächeln ab. »Sie klingen wie meine Frau.«

Sabine legt den Kopf schief. »Bedeutet sie Ihnen viel?«

»Meine Frau? Alles ...«

»Nein. Ihre Chefin.«

McAvoy beginnt wieder, mit dem Bein zu wippen. »Sie ist eine sehr gute Polizistin, jedenfalls meiner Meinung nach. Vielleicht auch nicht. Vielleicht hatte Doug Roper recht. Ich weiß nicht. Ich weiß überhaupt nicht viel. Jemand hat mir einmal gesagt, dass ich noch wahnsinnig werde, wenn ich alles zu verstehen versuche. Gerechtigkeit, meine ich. Güte. Das Böse. Manchmal glaube ich, ich hätte es fast geschafft. Dann wieder denke ich, ich bin nur intelligent genug, um zu erkennen, wie wenig ich weiß.«

»In dem Bericht, der uns vorliegt, heißt es, dass Sie Regeln sehr ernst nehmen. Können Sie mir sagen, was das Ihrer Meinung nach bedeutet?«

McAvoy lässt ihren Blick nicht los. Macht sie sich über ihn lustig? Er weiß nicht, was er dazu sagen soll. In den Akten steht etwas über seine Regeltreue? Er ist jemand, der den Papierkram in drei Durchschlägen erledigt, für den Fall, dass das Original verlorenggeht, und keinen neuen Ku-

gelschreiber aus dem Bürovorrat anfordert, bis dem letzten die Tinte ausgegangen ist.

Er schweigt. Lauscht dem Klang der Reifen auf der trockenen Straße und dem Rauschen des Bluts in seinen Ohren.

»Im Bericht steht, dass Sie eine Menge Narben am Körper tragen, Aector.«

»Mir fehlt nichts.«

McAvoy ist bemüht, ein ehrlicher Mensch zu sein, und er sieht keinen Grund, sich für diese Antwort zu tadeln. Ihm fehlt ja wirklich nichts. Es geht ihm so gut, wie man erwarten kann. Er kommt zurecht. Erledigt seinen Part. Schafft es schon. Er kennt eine Menge glatte, belanglose Arten zu beschreiben, wie es ihm geht, und weiß genau, wenn er es hier und jetzt exakt erklären müsste, würde es ihn auffressen. Zu Hause geht es ihm mehr als gut. Bestens. Wenn er seine Frau und die Kinder umarmt, durchströmt ihn eine wohltuende Wärme. Nur bei der Arbeit weiß er nie, wie er sich fühlt. Hat keine Ahnung, ob er etwas bereut. Weiß nicht, was er tatsächlich gegenüber dem korrupten und erbarmungslosen Detective Superintendent empfindet, dessen Amtszeit bei der Kripo von Humber side endete, als McAvoy begann, seine Verbrechen aufzudecken. Ob edel oder naiv, McAvoy's Hartnäckigkeit hat ihn seinen Ruf als aufsteigender Stern der Polizei gekostet. Der sanfte, bescheidene, schüchterne Riese von Mann wurde für viele Kollegen zum Nestbeschmutzer, auf den man herabsah und dem man nicht trauen konnte. Als besseren Buchhalter und Referenten schob man ihn zur Abteilung für Schwerverbrechen und organisierte Kriminalität ab. Alle erwarteten, dass Detective Superintendent Trish Pharaoh mit ihren Bikerstiefeln, dem Mascara und ihrer überlebensgroßen